

Suhrkamp

Erich  
Wolfgang  
Skwara  
Versuch  
einer  
Heimkehr

Erzählung

suhrkamp taschenbuch 2865

Der frühe Ausbruch aus der unerträglichen Enge einer Salzburger Kindheit führt den Autor (Jahrgang 1948) nach Paris, ins europäische Ausland und später in die USA. Nach einem Selbstmordversuch hat er nichts mehr zu verlieren. Als die Ausbruchsbewegung in eine Kreisbahn übergeht und ihn zurück in die Zwangsverhältnisse ehelicher, bürgerlicher Normalität führt, träumt er von einem neuen Ausbruch. Dieses autobiographische Fragment zeichnet sich durch eine – verglichen nicht nur mit Skwaras eigenen Werken – beispiellose, die Literatur überschreitende Rücksichtslosigkeit, auch gegenüber der eigenen Person, und eine untröstliche, rastlose Verzweiflung aus. Der Sohn, der Mörder, der Verschwender, der Liebende, der Versagende, der Leichtsinnige – am Schluß führt er seine amerikanischen Kinder über den Salzburger Friedhof, um ihnen seine Toten zu zeigen.

Erich Wolfgang Skwara  
Versuch einer Heimkehr  
*Erzählung*

Suhrkamp



2. Auflage 2024

Erste Auflage 1998

suhrkamp taschenbuch 2865

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 1998

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39365-9

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

Und niemand  
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen  
Traum  
*Friedrich Hölderlin*



Die bloße Gewohnheit, nach jeder Nacht aufs neue das Licht der Sonne zu sehen, beweist uns nicht ihren Aufgang morgen, sagte der Mathematiklehrer. Es könnte geschehen, daß wir eines Tages im Dunkel bleiben, nur die Wahrscheinlichkeit stellt sich dagegen. Er versuchte sich in Logik und erreichte uns nicht. Die Klasse lachte, so unhandlich waren seine Gedanken, und Wahrscheinlichkeiten genügten uns. Es gab Natur- und Weltgesetze, die einen durchaus beruhigten. Auch der Sohn verlangte keine Beweise, ging aus der Schule und hielt sich an nichts. Für die Mehrheit ist es vergeudete Zeit, überhaupt etwas lernen zu wollen, meinte der Deutschlehrer, sie entwickelt sich doch zum Kaufmannsgesindel. Aber der Deutschlehrer galt als ein Spötter, niemand fühlte sich wohl in seiner Gegenwart, nur der Sohn war die Ausnahme und liebte ihn. Immerhin ist der Deutschlehrer früh an einer schrecklichen Krankheit gestorben; die göttliche Strafe zu Lebzeiten, sagte die Mutter, und das Gute wird erst im Himmel belohnt. Jeder sagte etwas anderes, Sätze standen wie Bäume im Wald, dazwischen das Unterholz des heimlich Geflüsterten, unerlaubt Gedachten, und darin mußte der Sohn sich zurechtfinden. Freilich gab es die ausgeschlagenen Wege, auf denen viele gingen, in aller Wahrscheinlichkeit nicht die schlechtesten Straßen, aber im Sohn wuchs der Widerspruch. Er durchquerte Sumpf- und Sand- und Klettengelände, das sich jeweils spurlos hinter ihm schloß. So kam er langsam und doch viel zu schnell »der Welt abhanden«, lernte

diese und andere Dichterzeilen, die Unzahl der Aussagen lief auf die Menschen zu und erfaßte und vernichtete sie, eine entsetzliche Springflut. Der Mathematiklehrer war aus der Art geschlagen, er spielte Klavier, er verbrachte drei Stunden täglich am Flügel, stets vorbereitet für sein Niemalskonzert, doch manchmal spielte und sang er der Klasse Auszüge aus Opern von Wagner vor. Dann wurde der Mathematiklehrer ein anderer, seine Tenorstimme zitterte siegreich, die Schüler aber blieben dieselben Schüler, die Metamorphose steckte nicht an. Die Klasse brach in Gelächter aus, völlig still war es nie während solcher Vorträge, der Sänger beendete leidend die Arie, vollzog schüchterne Läufe auf dem Klavier, aber immerhin, nur böse Menschen haben keine Lieder, sagte die Mutter, und der Lehrer war gut. Er half dem Sohn, der nicht mathematisch denken wollte, auf dem Schlachtfeld der algebraischen Ordnungen, warf ihm rettende Noten nach, und der Sohn bestand die Maturaprüfung bestimmt nur deshalb, weil der Professor ihm Antwort und Lösung in die Feder diktierte. Du brauchst die Wissenschaft nicht, sagte der Lehrer einmal, als er dem Schüler im Treppenhaus begegnete, warum soll ich dich quälen damit, du hast andere Fähigkeiten, du hast Glück, daß ich das einsehe. Du wirst im Leben etwas anderes tun.

Da war es deutlich ausgesprochen, daß die Schule noch nicht das Leben war. Wie kurz oder lang war denn eigentlich dieses Leben? Der tägliche Schulgang, der durch staubige, häßliche Straßen führte, war immerhin Überwindung und Last genug, wer wollte darüber hinaus Arbeit und gar Erfolg verlangen, physische Gegenwart sollte genügen. Schon sehr früh erschöpfte der äußere Rahmen des Lebens diesen Sohn, ermüdete ihn

das unbewußte Bewußtsein der Zeit; da blieb für Leistung und Ziel kaum etwas übrig. Ein Sorgenkind nicht sich selber, sondern den lächerlich Besorgten, der Hausmeisterebene des Lebens, die nur auf Bilanzen blickt. Auf dem Schulweg konnte man träumen, hinter manchen Häuserdächern befände sich das Meer.

Musikalisch war nicht nur der Mathematiklehrer, auch die Mutter war musikalisch, sonntagelang konnte sie singen, halbleise, mit gar nicht so übler Stimme, für sich allein, oft mit Tränen in den Augen. Es waren traurige Lieder, Operettenfadheit, die den Sohn nicht erreichte. Er verletzte die Mutter, wenn er grob forderte, singe doch nicht diesen Kitsch! Dann weinte sie offen, weil der einzige Sohn so herzlos war und das Gemüt seiner Mutter nicht verstand. Sie sprach gern vom »Gemütskrankwerden«, dabei dachte der Sohn gelangweilt an Fieber und heiße Umschläge. Mutter liebte die Operette, dort lagen ihre Erinnerungen, Lauwarmes zwischen den Klammernzeichen der beiden Weltkriege, eine Kindheit und Jugend in der nacktesten Bescheidenheit, als das Mädchen in Wien zu Fuß von der Graumanngasse der kleinen Leute über den Gürtel, die Mariahilfer Straße und den Ring – etwas umständlich, aber schöner war's – zur Urania gegangen war, um das Straßenbahngeld zu sparen, um sich aus vielen gesparten Straßenbahngroschen eine Karte fürs Kino oder gar für die Volksooper zu leisten. Bach war ja langweilig nach fünf Minuten, immer dieselbe Musik, sagte die Mutter, sagte Österreich. Mozart ist heiter, der Schubert gefühlvoll, man lebte im Land der Musik und wußte Bescheid. Aber wozu auch das Reden, die Kunst ist ein Zeitvertreib, und das Leben fordert die Ernsthaftigkeit der Krämer und Be-

amten. Der Sohn, der in den Wolken lebte, würde viel lernen müssen, um sich im Leben behaupten zu können, mahnte die Mutter. Vor allem müßte er mit beiden Füßen auf der Erde stehen. Man lebte in Salzburg, wenn die Kullissenstadt etwas lehrte, dann war es das ständige Entgleisen, das den zielgerichteten Blick bedrohte. Die schöne Stadt nahm die Angst vor allem Versagen von ihren Bewohnern fort. Eine unheilige Wandlung, ein Verliebtsein in den Bankrott, und aus diesem tausendfach aufgezwungenen Abrutschen von der Vollkommenheit in die Geschmacklosigkeit wuchs die Sehnsucht.

Auf seinem fliegenden Teppich Fernweh konnte der Sohn die Vorstadt nicht ertragen. Die Kette der Berge, die sich lieblich oder dramatisch gebärdete, trennte nur schmerzlicher vom Süden, von Florenz und Toscana, von Vollendungen, die in Salzburg versucht und angedeutet, aber doch nicht erreicht wurden. Es kam eben nicht nur auf die Baumeister an, sondern auch auf die menschlichen Bausteine. Die Häuser der Vorstadt, die untrennbar zur zentralen Bühne gehörten, waren immerzu grau oder braun oder gelb mit verdreckten Fensterscheiben. Die Gassenjungen schmierten mit ihren erregenden Fingern schmutzige Wörter auf das Glas. Auf den Gehsteigen tanzte in kleinen Wirbeln der Unrat, obwohl alles Äußerliche in dieser Stadt täglich gesäubert wurde. Dennoch glänzte nichts. In den Hinterhöfen klopften die Frauen billige Teppiche, sie holten weit mit den Armen aus, als vollzögen sie haßerfüllt eine Prügelstrafe. Der Sohn verachtete ihre Körperkraft. Es fiel ihm schwer, sich diese Weiber zur Nacht als Geliebte ihrer Männer auszumalen. Aber auch die Männer konnten unmöglich Liebhaber sein. Er ekelte sich vor den Frauenkörpern so

sehr, daß er beschloß, niemals ein Mädchen seiner Stadt zu berühren. An Samstagen umstanden Wasserkübel die geparkten Fahrzeuge, dann waren Richter und Staatsanwälte, die Ärzte, die Bankdirektoren und Landesschulräte damit beschäftigt, ihre Autos zu waschen und zu polieren, um die paar Schillinge zu sparen, die eine Tankstelle für diese Arbeit verlangt hätte. So wurde man reicher und billig. Bald bedeutete Sparsamkeit dem Sohn ein Fortwerfen der Menschenwürde. Dieser ungenaue Begriff verwirrte ihn, er lebte im denkbar verkehrtesten Land, um das Wort zu erfassen und zu erfahren. Hier wurde alles, auch Menschenwürde, zum Klassen- und Standesdünkel, man sollte davonlaufen, eiligst fliehen, aber der Sohn war ein Kind und bis auf weiteres dem eigenen Land ausgeliefert.

Nicht weit von der Neubauwohnung, die man vor kurzem bezogen hatte, lag der Bahnhof. Das sieben Jahrhunderte alte Kindheits- und Patrizierhaus in der Innenstadt, wo die Mutter mehr als drei Jahrzehnte Mieter gewesen war, hatte man verlassen und besaß jetzt eine Eigentumswohnung. Man war im Grundbuch eingetragen, man war nicht länger nur geduldet, die Mutter betonte den Unterschied. Im neuen Gebäude wohnten einige hundert Menschen, über sechzig Familien, und im Keller gab es verzweigte Gänge, die eine Spur von Geheimnis bereithielten, solange der Sohn erst dreizehn war. Bis zum Bahnhof brauchte man zehn Minuten, mit dem Fahrrad waren es drei. Der Sohn liebte den Bahnhof auf seine Weise, wie die Säufer und Strichjungen den Bahnhof auf ihre Weise liebten. Jedenfalls hielten nur solche und eben der Sohn sich für längere Zeit auf den Bahnsteigen und in den häßlichen Hallen auf, der Bahn-

hof gehörte dieser treuen Gemeinde, denn die Reisenden kamen und gingen stets eilig, nicht für sie war der Bahnhof geschaffen worden. Zwischen Trinkern und Strichjungen und dem Sohn schritten in unregelmäßigen Abständen Polizisten auf und nieder, meistens solche aus niedrigen Rängen mit nur einem Stern am Revers, aber es kam zwischen den Reihen der Bahnhofsverdammtten keine Komplizenschaft auf. Dem Sohn schien das unrecht, er wünschte ein Grüßen, zumindest ein Lächeln des Erkennens, und er setzte den Anfang, indem er nach allen Seiten hin mit dem Kopf nickte. Aber die Säufer mißtrauten ihm, die Strichjungen schnitten Gesichter, und die Polizei überging ihn kalt mit dem bekannten Übermut der Ämter. Allmählich verstand der Sohn, daß er nicht im Lande des freundlichen Grüßens lebte, aber noch wußte er nichts von der Stadt der bösen Verleumdung im Rücken, von der Heuchelei zu allen Seiten; er wendete sich den Expreszügen zu. Es war, als spotteten die grünen und blauen Schnellzugwagen über das Fernweh des Zurückbleibenden, über den unbeweglichen Knaben. Die Züge verweilten nie länger als zwanzig Minuten an diesem Grenzübergangs-Bahnknotenpunkt, der Salzburg verkehrstechnisch war. Bahnknotenpunkt, Erzbistum, Mozartstadt, Hölle. Der Sohn empfand sein Zurückbleibenmüssen als Hölle.

Das Ritual der Abfahrten, des langsamen Anrollens der schweren, vierachsigen Wagen folterte ihn. Unter den Bahnsteigdächern hingen eiserne Stäbe mit drei weißen Lampen. Wo keine Abreise erwartet wurde, blieben die Lichter dunkel. Wenn aber eine Abfahrt nahte, leuchtete bald das erste auf, weiß und rund, mild, nicht blendend, und später kamen das zweite und dritte Signal dazu.

Beim dritten aber schlossen die Schaffner bereits die Wagentüren, manchmal hetzten verspätete Reisende gepäckbeladen zum Zug. Bahnarbeiter klopfen mit langen Hämmern an die Räder und lockerten Bremsbacken, die Motoren der elektrischen Lokomotiven summt. In ihrer Mitte, hinter vergitterten Milchglasscheiben flackerte blaues, drohendes Licht. Ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen, manchmal auch nur zwei gemalte Blitze: Vorsicht, Hochspannung, Lebensgefahr. Die Ansage erfolgte je nach Bestimmung des Zuges nur auf deutsch oder in dreierlei Sprachen. Wir wünschen eine gute Reise! Ein Pfiff des Bahnhofsvorstehers, der Zug fuhr an. Bei der Bahn sind die meisten Kommunisten, sagte der Großvater. Der Sohn wurde vollgestopft mit Kommunistenangst, als wären sie allesamt Kindermörder. Wer nichts ist und wer nichts kann, der geht zu Post und Eisenbahn, sagten die Österreicher. Aber zugleich bemühten sie sich um die sicheren staatlichen Stellungen. Die Stadt Salzburg kochte über von Sprüchen, in deren Reimen ihr Unsinn und ihre Gemeinheit geschickt verborgen lagen. Der Sohn würde lange brauchen, das Niedrige aufzuspüren und zum eigenen Urteil zu gelangen; wer es ein Leben lang nicht schaffte, galt als guter Staatsbürger. Nur der Widerspruch würde den Sohn vielleicht retten.

Die Lokomotiven aber zogen die Schnellzugwagen widerspruchslos durch Europa. Europa schien damals dem Sohn die Welt. Blaue und rote Wagen, Deutsche Bundesbahnen, aber Deutschland lockte ihn nicht, war ein Land, das durchquert werden mußte, um rasch nach Frankreich zu gelangen. Der andere Weg dauerte länger und berührte lästige Berge, lästige Dörfer, die lästige

Schweiz. SBB, Schweizer Bundesbahnen, Schnellzugwagen wie in Vorstadtzügen, selten abteilgetrennt, als wäre die Schweiz so betont gesellig, hatte der Deutschlehrer einmal gesagt. Aber Deutschland erst, nein wirklich: Transit. SNCF, grüne und aluminiumglänzende Wagen am Mozart-Express, la douce France, das Ziel nicht nur der westwärts fahrenden Züge. FS, Ferrovie dello Stato, die trostreichen alten Waggons mit den faustgroßen Verzierungen: es kostete Liebe und Zeit, nach Venedig zu reisen. Aber dort war das Meer, und das Herz weitete sich. Österreich haßte Italien, eine alte Gewohnheit, die Italiener zu hassen. Sie haben uns zweimal verraten, sie haben uns Südtirol weggenommen, konnte man hören, und darauf folgte das gedankenlose Schimpfwort von den Katzen und so, jeder kennt dieses Wort, das dem Sohn nie über die Lippen kam. Dabei gaben diese gemeinen Wörter die alten wie auch die jungen Österreicher von sich, auch die Lehrer, die Bildner der Jugend, redeten so. Das Erwachsenwerden beginnt, wenn ein Kind den Ekel erfährt. Der Sohn wußte freilich nur wenig von jüngster Geschichte, die Lehrpläne waren nicht darauf ausgerichtet, die eigenen Verbrechen breitzutreten, die Großen schimpften, was weißt denn du! Der Knabe hörte bestenfalls Meinungen, aber er prüfte sie nicht, sie ermüdeten ihn. Zeitlebens würde es ihm zu anstrengend sein, einen Begriff, eine Zahl auf Richtigkeit hin zu besehen, ein Lexikon, eine Statistik aufzuschlagen – das Ungefähre genügte ihm, weil er ahnte, daß auch das Genaue doch wieder nur ungefähr ist. So wußte er bloß bruchstückhaft, wie und wann Italien die Österreicher verraten hatte, aber die Mutter war mit dem Sohn nach Rom und Capri gefahren, als er vierzehn war, und auch früher

schon, er war erst acht Jahre alt gewesen, war sie mit ihm nach Florenz und zum Badeurlaub ans Adriatische Meer gereist. Alle Österreicher fuhren ja in das Land ihrer Feinde, genossen den alljährlichen Urlaub und schimpften darüber, erniedrigten sich zu erbärmlichem Unkraut auf Wanderschaft. Schon auf jener ersten Reise hatte der kleine Sohn im Spiel schwimmen und radfahren gelernt, zwei Fertigkeiten, gegen die er sich daheim stets gesträubt hatte, und auf der zweiten Fahrt verliebte er sich in einen italienischen Jungen, der Giovanni hieß. Es wurde die erste Liebe, es kam zu Zärtlichkeiten, die von den italienischen Eltern freundlich geduldet wurden, während die eigene Mutter sich kaum mehr in die Hotelhalle wagte aus Scham über ihren mißratenen Sohn. Glühende Briefe folgten jenem Sommer am Meer. Der Mißratene lernte Italienisch wie im Fieber, er merkte, wie sein Verrat an der nördlichen Herkunft sich unabwendbar verdichtete; vorherbestimmt schien er schon längst. Um wie vieles gewichtloser war da ein Verrat Italiens an den schwerfälligen Österreicher in Zeiten des Krieges. Wer jemals über den Brenner nach dem Süden fuhr, bedarf keiner Worte, der weiß: Den Brenner südwärts erstreckt sich mittelmeerisches Licht, kein gestohlenen Österreich. Es konnte sein, daß zu Österreich einmal gestohlener Süden zählte, seinetwegen auch rechtvoll erworbener, damals im Kaisermärchenland. Der Kaiser war tot, auf dem Brenner wechselt das Licht. Was Sie auch sagen mögen, erklärte der Sohn dem Geschichtslehrer, *vae victis* ist ein Gesetz der Historie, ich verachte das Jammern des Verlierers. Was für ein Volk sind denn diese Österreicher, wo das Heulen durch Generationen anhält? Mehr als der Sieg verlangt die Niederlage nach

Würde. Daraufhin wurde die Mutter in die Schule gerufen, sie kehrte mit geröteten Augen heim. Schluchzend ermahnte sie den Sohn zur dankbaren Liebe zum Vaterland, das ihn angeblich Kind sein und Mann werden ließ. Überall in der Welt wuchsen Kinder heran, überall fanden die Worte der Mutter eine zweifelhafte Berechtigung. Die müden Gesichtszüge der Frau waren gezeichnet von Vaterlandsliebe, der Angststaub nächtlicher Bombenangriffe ließ seine Blässe als Schminke zurück. Der Vaterlandsstolz der mißbrauchten Mütter war ehrlich empfunden, das erschreckte den Sohn. Was hatte das Land für seine Menschen getan? Ja gewiß, man lebte im großen und ganzen jetzt komfortabel. Aber diese Bequemlichkeiten waren das gelungene Werk des Vergessens eigener Schuld und eines geistlosen Fleißes, den auch Ochsen beweisen konnten. Die Weltkriegstoten, deren trübe Namen gelegentlich fielen, fehlten den Söhnen nicht, weil diese ja nachher geboren waren. Eine Stimme des Blutes gibt es nicht, lästerte der Sohn. Auch keine Neugierde nach ihren Vorfahren flackerte in den jungen Köpfen, diesen toten Unverwandten krächte kein Totenvogel mehr nach. Wenn dies grausam war, so hatte die Grausamkeit nun einmal ihren natürlichen Platz in einer sich verjüngenden, alternden Welt.

Trotzdem begab sich die Mutter neben tausend anderen Müttern vor allen Festtagen auf den Friedhof, um die Gräber zu schmücken und vom Unkraut zu reinigen, das auch auf den Gräbern wächst. Der Sohn begleitete seine Mutter mit der perversen Lust an der Todesnähe, die schon im Kinde beschlossen war. Auf den Grabsteinen kauerten Namen, moosüberdeckt oder blankgescheuert, schreierisch lesbar oder kaum zu erkennen, Namen, die

für den Sohn nur Buchstaben, für die Mutter jedoch – so behauptete sie – versteinerte Gefühle waren. Überall sah sich der Spätgeborene aus der Welt seiner Mutter ausgeschlossen, stellte er Fragen, die nur ungenügende Antwort erhielten. Sie erzählte Begebnisse aus den Leben jener Namen, doch der Sohn, von einem Frösteln berührt, wollte gar nicht hinhören. Er schützte sich nach der Art der Jugend mit Beleidigungen, summarischen Urteilen, frechen Bemerkungen, die an die Toten gerichtet waren, doch welche die Mutter auf sich bezog. Er beschimpfte verstorbene Tanten verreckte Dirnen, nannte Kriegsgefallene Naziverbrecher, und wußte doch von jener Eiszeit nichts. Er wollte die Toten nicht in ihren Gräbern schmähen, er wollte nicht Schmerz zufügen, dennoch trieb ihn ein böser Zwang, das konturenlose Gefühl, betrogen worden zu sein, zu solchen Worten. Etwas in ihm wollte Rache nehmen, Rache an Toten und Lebenden unterschiedlos, und es war seine Kindheitsdistanz zur übrigen Welt, die ihn verstörte. Die vielen Gräber empfand er als Zumutung, was hatte er mit ihnen zu schaffen, es gab keine Nähe, weil es keinen Nächsten gab, nicht einmal einen richtigen Vater. Der Sohn mochte die Toten seiner Mutter nicht. Noch besaß er keine eigenen Toten, obwohl sie sich einstellen würden, bei Gott: So unerhört früh! Dennoch würde der Sohn keinen Friedhofsbesuch versäumt haben, und nach jeder den Toten zugerufenen Beleidigung, die eigentlich für die Ohren der Mutter bestimmt war, entschuldigte er sich in Gedanken bei den Verstorbenen. Sie hörten ja nichts, wollte er glauben, aber was wissen wir wirklich von ihnen, also versicherte er sie vorsichtshalber seiner Achtung, seiner Liebe gar, übertrieben, hysterisch, die Ge-

dankenzärtlichkeiten überschlugen sich im Knabenkopf. Die Mutter aber weinte über das herzlose Kind mit der Pathetik ihres Geburtsjahres und der Geographie ihrer Geburt im schwermütigen Hause Österreich.

Nach Hause fuhren Mutter und Sohn im gelben Obus, in dem es je nach Tageszeit von Arbeitern, Schulkindern oder alten Frauen wimmelte. Jede Haltestelle trug einen Namen, den der Schaffner oder der Fahrer über Lautsprecher ausrief. Seit ein Lehrer den Sohn seines Dialektes wegen gerügt hatte, bemühte sich dieser um klares Deutsch. Mit der Mutter aber sprach er weiterhin auf die hergebracht-häßliche Weise. Weil er sich dieser Sprache schämte, ihr im Zusammensein mit der Mutter jedoch treu bleiben mußte, um in ihren Augen derselbe zu scheinen, unverändert entartet, war er gezwungen, sich in Gesellschaft – also hier im Bus – in Schweigen zu verkriechen. Dieses Schweigen aber war nicht natürlich, die enge Beziehung zwischen Mutter und Sohn ertrug keine Stille, es blitzte an der elektrischen Oberleitung der Städtischen Verkehrsbetriebe, und manchmal kam es zum Kurzschluß. Der Obus hielt mit einem Ruck, Mutter und Sohn redeten plötzlich aufeinander ein, lauter und lauter, schließlich brüllten sie. Jedermann horchte dem Streitgespräch zu, da sprang der Beschämte aus dem defekten Gefährt und lief mit brennend rotem Kopf seinem Bahnhof zu.

Er starrte den Zügen nach und gewann seine Fassung wieder. Noch immer benützten die Österreichischen Bundesbahnen Waggons aus den dreißiger Jahren. Das Material versah weiterhin den Dienst, wirkte weder fragil noch überaltet, fügte sich in die modernste Zuggarnitur. Der Sohn konnte nicht begreifen, wie diese Wagen durch

Hitler und seine Verbrechenjahre hindurchgefahren waren, um heute, nach solcher Komplizenschaft, fahrplanmäßig auf Bahnsteig drei oder sieben zu stehen. Er verstand auch nicht die älteren Menschen, die das Vergangene durchlebt hatten und jetzt wieder lachten. Aber immerhin erneuern die Menschen ihre Körperzellen, alle sieben Jahre sind wir neue Wesen, völlig ausgetauscht, sagte der Biologielehrer, während man diese Erneuerung gewiß nicht bei Zügen vermuten durfte. Doch wer weiß, es gibt die Kalendergläubigen und die Treulosen an der Zeit. Jeder erfährt die Verwandlung anders, unterliegt dem Tod auf rebellische oder demutvolle Art.

Jetzt, da ich sterbenskrank bin und mich nimmer erholen werde, schrieb der Großvater vor seinem Gang – besser Sprung – in den Tod, stünde es mir zu, mich der bedeutenden Ereignisse meines Lebens zu erinnern. Aber so sehr ich mir den Kopf zermartere, es will mir nichts einfallen, das über den allgemeinen Lauf meines Lebens hinausragt. Das befremdet die wenigen Menschen, die mich zu kennen vorgeben, weil sie mein Leben gern als erfüllt oder doch wenigstens als abgerundet betrachten wollen. Mir jedoch erscheint mein Leben gleichermaßen unbedeutend, sozusagen gasförmig und ohne Linien. Es fliegt mir jetzt alles davon, was mir durch Jahrzehnte zugeflogen kam, und beides soll mir recht sein. So gleichgültig bin ich geworden, daß ich mein Vorhaben kaum als solches bezeichnen darf, daß ich bezweifle, ob ich mich überhaupt dazu aufraffen werde. Doch es bedarf nur einer Minute der Konzentration, das muß ich mir immer wieder vorsagen . . . Dann, an einem milden Oktobervormittag, war der Großvater bei der Mutter erschienen, wo er bis zum Mittagessen blieb. Während der